



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Böhmer, Ed.: Die occitanische Nationalität.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die occitanische Nationalität.

Unter dem Gesichtspunkt der Nationalität ist der französische Staat so völlig verschieden von Deutschland wie der österreichische. Denn Frankreich befaßt wie Oestreich eine Mehrheit von Nationalitäten, die durch ein staatliches Band zusammengehalten werden. Wie nicht jeder Oestreicher ein Deutschöstreicher ist, so ist (wenn wir einmal so sagen dürfen) ein Frankreicher darum noch kein Franzose. Diese Unterscheidung zwischen Staatsangehörigkeit und Nationalität liebt aber der französische Sprachgebrauch nicht in Bezug auf Frankreich, sondern unter *nation française* wird die Gesamtheit der dem Staatsganzen Zugehörigen verstanden, gleichviel welche Muttersprache sie haben. Wir dagegen werden Individuen mit verschiedenen Muttersprachen nicht einer und derselben Nationalität zuschreiben. Ein Pole, der preußischer Unterthan ist, gehört zum preußischen Volk, ohne darum deutscher Nationalität zu sein. Preußen ist eben ein Staat, nicht eine Nation. Der Franzose aber versteht mit seiner Akademie unter *Nation*: *la totalité des personnes nées ou naturalisées dans un pays, et vivant sous un même gouvernement.*

Zu dieser Begriffsbestimmung paßt nun freilich eines der Beispiele für den Gebrauch des Wortes, die das akademische Wörterbuch gibt, sehr übel, nämlich: *Un prince qui commande à diverses nations.* Also unter derselben Regierung Unterthanen verschiedener Nationalität. Und auch darin zeigt sich die Willkür jener Gleichsetzung von Nation und Staatsgenossenschaft, daß das Dictionnaire hinzufügen muß: „Zuweilen sagt man Nation von den Bewohnern eines und desselben Landes, auch wenn sie nicht unter derselben Regierung leben; daher man, obgleich Italien und Deutschland in verschiedene Staaten und verschiedene Regierungen getheilt sind, doch nicht unterläßt zu sagen: Die italienische Nation, die deutsche Nation.“ Auch hier macht sich die Ansicht geltend, daß Deutschland und Italien nur geographische Begriffe sind; die Spracheinheit jedes dieser Länder, die das charakteristische Kriterium der Nationalität ist, bleibt unbeachtet. Wie modern

der specifisch französische Gebrauch des Wortes Nation im Sinne von Staatskörper ist, geht nicht minder hervor aus der Bemerkung derselben Autorität, daß man früher an der Universität Paris in der Facultät der Artes die Angehörigen in vier Nationen classificirte: celle de France, celle de Picardie, celle de Normandie, et celle d'Allemagne. Also außer der einheitlichen deutschen Nation gab es eine französische Nation neben einer picardischen Nation und neben einer normannischen Nation. Denn France war nur eine Landschaft wie jene beiden andern, und jede derselben hatte ihre besondere Schriftsprache, bis mit der Zeit das Französische die Oberhand gewann. Mit der jetzt herrschenden Anwendung des Ausdrucks nationalité steht in grellem Widerspruch auch das sehr treffende Urtheil, welches die Akademie ebenda als Beispiel anführt: la nationalité d'un peuple peut survivre longtemps à son indépendance. Wie hätte dies Sinn, wenn das Band der Nationalität nur das Staatsband wäre? Jener Satz selbst meint unter Nationalität offenbar die Eigenthümlichkeit eines Volks, die allerdings gar manchen Wechsel der Staatsformen und der Oberherren, die Sklaverei wie die Freiheit zu überdauern vermag.

Daß eine Nation ihre Unabhängigkeit lange überleben kann, zeigt sich besonders schlagend an der occitanischen Nationalität. Wenn es auffallend ist, daß die Sprachgrenze zwischen Deutsch und Französisch sich durch die lange französische Unterthänigkeit des Elsaß gar nicht verschoben hat, so ist die Thatsache, daß, trotz der schon mehr als ein halbes Jahrtausend dauernden Herrschaft der Franzosen über die Südhälfte ihres jetzigen Reichs, dieser Süden seine eigene Sprache bis heute bewahrt hat, gewiß noch überraschender. Denn die nahe Verwandtschaft dieser occitanischen Sprache mit dem Französischen setzte sie ungleich mehr als den so verschiedenartigen deutschen Stamm der Absorption durch den Sieger aus. Es beweist die Zähigkeit der occitanischen Nationalität, daß noch jetzt etwa zehn Millionen französischer Staatsbürger ihr angehören. Die Grenze gegen das Französische läuft zwischen dem 45. und 46. Grad. Nördlich Dialekte der Langue d'oui, unter denen das Französische hervorragt, südlich Dialekte der Langue d'oc oder des Occitanischen. Letzteres hat auch im östlichen Spanien weite Länderstrecken im Besitz behalten, und mit diesen unter spanischer Herrschaft stehenden Occitanern sind die Südfrankreich bewohnenden auch durch eine gemeinsame politische Vergangenheit voll schöner und voll schmerzlicher Erinnerungen eng verbunden.

Daß das Occitanische, oder, wie man es nach der einen Landschaft zu nennen gewohnt ist, das Provenzalische eine besondere Sprache ist, die als Schwester dem Französischen zur Seite steht, gleich den anderen Schwestern, dem Spanischen, dem Portugiesischen, dem Italienischen, dem Rhätoromani-

schen und dem Dakoromanischen, ist eine von der Sprachwissenschaft durchaus festgestellte Thatsache, gegen die kein auch nur halbwegs Kundiger Einspruch erhebt. Es genügt, auf die epochemachende Grammatik der romanischen Sprachen von Friedrich Diez zu verweisen, deren erster Theil in diesem Jahre in dritter Auflage erschienen ist und wovon sich eine französische Uebersetzung im Druck befindet.

Das Französische ist also eine fremde Sprache nicht bloß für die drei Millionen von Deutschen, Bretonen und Basken in Frankreich, sondern auch für die zehn Millionen Romanen, die den Süden des Reichs bewohnen. Von Turcos und ähnlichem Volk ganz zu schweigen. —

Als im Sommer 1815 die verbündeten Mächte im Begriff waren, diejenigen Sicherheiten Europas gegen Frankreich festzustellen, welche im Vorjahre ein übel angebrachter Edelmuth verschmäht hatte, sagte der General von Carlowitz in einer an Stein gerichteten Denkschrift acht Tage nach der Schlacht von Belle-Alliance, indem er von der Nothwendigkeit sprach, die augenblicklich niedergeworfenen Franzosen dauernd zu schwächen: „Es könnte dies wohl am besten geschehen, wenn die alterthümliche Vertheilung in eine Langue d'oc und eine Langue d'oui der Grund zu einem doppelten Frankreich würde.“ „Allein“, fügt der General, dem nicht bekannt gewesen zu sein scheint, daß noch immer eine doppelte romanische Nationalität in Frankreich fortlebte, sogleich hinzu, „hiervon ist kein Bestand zu erwarten. Die Nation ist zu sehr Eine, alle Nerven der öffentlichen und Privatgeschäfte concentriren sich zu sehr in Paris; also eine solche Theilung würde bald zu einer Revolution führen, deren Explosion ihre Feuerbrände weiter schleudern könnte, als voraus zu berechnen wäre.“ Perz aber, der in seinem Leben Stein's jene Denkschrift mittheilt (Bd. 4, diese Stelle S. 486), bemerkt seinerseits (S. 476): „Eine Theilung Frankreichs in mehrere Länder war weder dem Sinn der Franzosen noch den Bourbonn's zuwider. Es hatte sich am Hofe Ludwigs XVIII. eine Partei gebildet, welche das Land jenseits der Loire als Königreich Gascogne dem Grafen von Artois zu übertragen wünschte; man hatte bereits die wichtigsten Rollen am neuen Hofe vertheilt, und die Gesinnung des Südens und Westens war von jeher und die ganze Revolutionszeit hindurch so verschieden von den vorherrschenden Richtungen des nordöstlichen Frankreichs, daß beiden Theilen mit einer Trennung gedient gewesen wäre. Nur der König und die Stadt Paris hätten dadurch gelitten; ein entschiedener gefährlicher Widerstand aber war nicht zu erwarten, denn die verschiedenen Theile Frankreichs sind überhaupt keineswegs so einig, wie man sie von Paris aus zu schildern und im Auslande voranzusetzen pflegt; die gespannteste Centralisirung allein hält die einander widerstrebenden Meinungen Vortheile und Leidenschaften der Provinzen von heftigen Ausbrüchen zurück

und zwingt sie in eine gemeinschaftliche Richtung. Indessen scheint im Sommer 1815 eine Theilung Frankreichs unter mehrere Bourbons kaum ernstlich erwogen zu sein, wenigstens kam sie nicht zur Berathung in den Conferenzen."

Bald nach dem Pariser Frieden zeigte in den Gedichten Jansemin's (von den Franzosen Jasmin genannt) die occitanische Volksthümlichkeit einen Aufschwung, der auch der französischen Akademie eine Anerkennung abnöthigte. Und wie wenig die so eingeleitete Bewegung eine Gasconnade war, erkennt man am besten aus der Huldigung, welche jüngst der geniale Mistral darbrachte, als er aus der Provence abgeordnet war, um der Enthüllung des Standbildes von Jansemin in Agen beizuwohnen. Ich überseze von dem fliegenden Blatt, das die Ueberschrift trägt: „Zu Ehren Jansemin's“, und datirt ist: Agen, 12. Mai 1870. Für die Nation, so beginnt Mistral seine Strophen, indem er die occitanische Nation meint, nicht die französische, ist dieser Tag ein Triumph. Darum sei er, der Dichter, gekommen, im Namen der Provence den Dank abzustatten dem großen Troubadour des Südens. „Zuerst der Gascogne, die, ihre Pflicht erfüllend ohne Furcht noch Scheu, ihre alte Sprache behauptet und durch sie Zeugniß ablegt, einen Gruß mit offenen Armen!“ Niedergeworfen durch das insolente Paris, habe das Volk um Hilfe gerufen, und ein solcher Strom von Poesie habe sich aus Agen ergossen, daß von Bordeaux bis Marseille Alles in Glanz geschwommen. Nachdem Mistral die berühmtesten Dichtungen Jansemin's hervorgehoben, fährt er fort: „Wenn Jemand, der uniformen Mode zu gefallen, dir sagte: Poet, dein Ton stimmt nicht zur Jetztzeit, gasconisire nicht mehr, der Fortschritt befehlt's! so antwortest du: „das kleine Vaterland geht dem großen vor, Franzmann? (Franchimand) Niemals!“ Und endlich sei Paris, der König, alle Welt entzückt gewesen über den Dichter und sein Werk. „Alles was von den hohen Gipfeln, die Euch gehören, von der Stirn der Pyrenäen das Auge uns zeigt, Catalanisch oder Gasconisch, versteht unsere Sprache. Von den Bergen, auf flachem Wege, sehe ich ein gebräuntes Volk sich bewegen, und die Kronen der Lebenden und der Todten regnen auf die Bronze Jansemin's. Denn unsre Todten, unsre Väter und unsre heiligen Rechte als Volk und als Dichter, die gestern der Fuß des Usurpators niedertrat, und die mißhandelt klagten, jetzt leben sie ruhmvoll! Jetzt treibt Blüthen die Langue d'oc zwischen ihren beiden Meeren. O Jansemin, du hast uns gerächt“*).

*) Ich gebe zur Probe die letzte Strophe im Original:

Car nòsti mort, e nòsti paire,
E nòsti dre sacra de poble e de troubaire
Que trepejavo, aièr, lou pèd de l'usurpaire,
E que bramavon, outraja,
Revivon aro dins la glòri!
Aro, entre si dos mar, la Lengo d'O fai fìdri . . .
O Jansemin, nous as venja!

Ich lasse hier bei Seite, was ich vor einem halben Jahr in einem Schriftchen über die provenzalische Poesie der Gegenwart ausgeführt habe, wo die hervorragendsten Dichter derselben, namentlich Roumanille und Mistral, etwas näher besprochen sind. Während aber dort die Gediegenheit der occitanischen Leistungen vornehmlich vom ästhetischen Standpunkt aus ins Licht gestellt wurde, halten wir hier vom politischen noch eine kleine Umschau, die einige dort nur angedeutete oder unberücksichtigt gebliebene Erscheinungen in den Vordergrund treten läßt.

Es ist wahr, ich rede fast nur von Poesie. Aber in der Natur der Verhältnisse liegt es ja, daß das occitanische Nationalgefühl sich bisher darauf beschränkt fand, sich in poetischen Ergüssen und in den unter ihrem Einfluß stehenden Volksfesten Ausdruck zu geben. Und sind es doch überall die Dichter gewesen, welche am längsten eine unterdrückte Nationalität noch im Glimmen erhalten und wieder zu neuer Gluth angefeuert haben.

Wie leidenschaftlich es hie und da in Südfrankreich unter der Asche glüht, dafür ist der sprechendste Beweis das Gedicht von Mistral: „die Gräfin“, das in dem seit 1855 jährlich herauskommenden provenzalischen Almanach im Jahrgang 1867 erschien. Gewidmet ist es „dem Catalanen Don Victor Balaguer“, der selbst einer der Führer der catalonischen Nationalbewegung ist, als Dichter und als Cortesdeputirter; ein Wort von ihm dient Mistral hier als Motto: Todt sagt man sie, aber ich glaube: sie lebt. „Die Ode Mistral's“, schreibt ein Freund desselben, J. B. Gaut, an der Universität zu Aix in Provence, in einer Etude über die provenzalische Literatur, „ist ein Glaubensbekenntniß, eine durchsichtige Allegorie und eine poetische Proclamation“. Die schöne Gräfin nämlich sei die Provence. Sagen wir lieber Occitanien. Das Gedicht ist in Prosaübersetzung folgendes. Den nach jeder Strophe wiederkehrenden Refrain: „Ach wenn sie mich zu verstehen wüßten! Ach wenn sie mir folgen wollten!“ genügt es dabei nur anzudeuten.

„Ich weiß eine Gräfin, die aus kaiserlichem Blute stammt; an Schönheit wie an Hohenheit fürchtet sie keinen, in Ferne oder in Nähe; und dennoch trübet Traurigkeit den Blitz ihrer Augen. Ach, wenn sie mich zu verstehen wüßten! Ach wenn sie mir folgen wollten! Sie hatte hundert feste Städte, sie hatte zwanzig Seehäfen; der Delbaum vor ihrer Thür schattete süß und klar; und alle Frucht, die die Erde trägt, war in Blüthe in ihrem Gehäge. Ach — Für Karst und Pflug hatte sie ein Gottesland, und wolkenbedeckte Berge, sich zu erfrischen im Sommer, eines großen Stromes Wellen, eines großen Windes lebendigen Hauch. Ach — Sie hatte für ihre Krone Getreide, Oliven und Trauben; hatte wilde Stiere und sarazenische Pferde, und konnte als stolze Baronin ihre Nachbarn entbehren. Ach — Stets sang sie auf dem Balkon ihre heitere Laute, und Jeder schmachtete danach, einige

Töne davon zu hören, denn ihre Stimme war so süß, daß man starb vor Liebe. Ach —. Die Troubadours, versteht sich, drängten sich um sie; die Anbeter warteten ihrer früh beim Thau; aber da sie eine feine Perle war, stellte sie hoch ihren Preis. Ach —. Immer trug sie ein Kleid von Sonnenstrahlen; wer das Morgenlicht wollte kennen lernen, eilte schnell zu der Schönen; aber ein Schatten raubt uns jetzt das Antlitz und das Bild. Ach —. 2. Denn ihre Schwester, ihre Stieffchwester, um ihr Gut zu erben, hat sie eingesperrt hinter Mauern, hinter die Mauern eines Klosters, wo sie fest verschlossen ist von Advent bis Advent. Ach —. Dort sind Junge und Abgelebte gleicherweise gekleidet mit Kapuze von weißer Leinwand und mit schwarzer Kutte, dort regelt dieselbe Glocke Alles gemeinsam. Ach —. Da gibt es kein Liedchen mehr, sondern immerzu das Missale, keine muntern und freien Stimmen, nur allgemeines Schweigen, nichts als welcke Mädchen oder Mütterchen am Stabe. Ach —. Ihr blonden Spelzähren, hütet euch vor der krummen Sichel! Dem edlen Fräulein singen sie die Todtenvesper, und dann schneidet man ihr das goldene Haupthaar ab. Ach —. Die Schwester, von der sie im Kerker gehalten wird, stolzirt inzwischen einher, und aus Neid hat die Barbarin ihr die Tambourins zerbrochen, und ihrer Gärten bemächtigt sie sich und hält dort die Weinernte. Ach —. Und sie gibt sie für todt aus, ohne entmuthigen zu können die Verehrer, die in der Welt nun matt umherirren, und läßt ihr, möchte man sagen, nur ihre schönen Augen zum Weinen. Ach —. 3. Diejenigen, die das Andenken bewahren, die welche hohen Sinnes sind, die welche in ihrer Hütte den Nordwind brausen hören, die welche Ruhm lieben, die Braven, die Hervorragenden, ach wenn sie mich zu verstehen wüßten! ach wenn sie mir folgen wollten! Mit dem Rufe: Platz! Platz! Auf! Alte und Junge! würden wir alle ausbrechen im Wettlauf, die Fahne flatternd, ausbrechen wie eine Windsbraut, um das große Kloster zu sprengen. Ach —. Und zerstören würden wir das Kloster, wo Tag und Nacht weint, wo Tag und Nacht vergraben liegt die junge Nonne mit schönen Augen; trotz der Stieffchwester sollte alles drunter und drüber gehn. Ach —. Und hängen würden wir da die Aebtissin an das Gitter der Einfassung, und zur Gräfin sagen wir: Erscheine wieder, du Glanz! Fort fort die Traurigkeit! Hoch lebe die Fröhlichkeit! Ach —.*)

*) Der letzte Vers lautet:

Penjarian pièi l'abadesso
 I grasiho d'alentour,
 E dirian à la Countesso:
 „Reparèisse, o resplendour!
 Foro, foro la tristesso!
 Vivo, vivo la baudour!“

Ah! se me sabien entendre!

Ah! se me voulien segui!

Wollte man glauben, Mistral eifere hier gegen den Druck, den die römische Kirche übt, so würde man sich durch den Anschein täuschen lassen. Der Dichter vermeidet sonst möglichst, mit dieser Macht in Streit zu gerathen.

Das Kloster ist vielmehr das französische Staatswesen mit seiner uniformirenden Centralisation, und die Aebtissin ist die Tyrannei der Metropole Paris. Und der catalonische Freund mochte die entsprechende Anwendung auf der Pyrenäenhalbinsel machen.

Das Gedicht ist laut Unterschrift am 22. August 1866 entstanden.

Seltzam genug, daß ein Bonaparte dem Occitanier zugerufen hat: ich weiß dich zu verstehen, ja, ich will dir folgen, nämlich Bonaparte-Weise, der Irländer, der in provenzalischer Sprache dichtet, ein Mitglied des provenzalischen Dichterbundes. Der gefangenen Gräfin stellt er die Dulderin zur Seite, die unter den Sternen des Nordens über ihrer goldenen Harfe seufze, und als dritte das unglückliche Polen. Es ist dies sicherlich folgerichtiger als, wie es die Franzosen thun, Klagelieder über Polen und Irland zu singen, ohne etwas davon wissen zu wollen, daß Frankreich die occitanische Nationalität ungleich vollständiger unterdrückt.

Nichts anderes als die Hoffnung des Südens auf Befreiung von der Faust des französischen Nordens ist der Gegenstand auch des Epos Calendau, welches Mistral in demselben Jahre 1867 herausgab: Der Fischer Calendau erkämpft sich den Besitz der Fee Esterelle, die ein frecher Räuber in seine Gewalt gebracht hat. Auf dem Titelblatte prangt das ältere Wappen der Provence, das links Cataloniens und Aragoniens rothe Streifen auf Goldgrund zeigt, rechts auf Blau die goldenen Lilien Frankreichs mit dem rothen Kragen (lambel), — der getheilte Schild des ersten Hauses Anjou. „Die den Provenzalen sehr sympathischen catalanischen Farben,“ bemerkt der Verf. in einer Anmerkung (6 zu Gesang 10), „sind aus dem Wappenschilde der Provence erst unter den Anjouischen Fürsten des zweiten Zweiges verschwunden. Was die einzelne Lilie betrifft, die in der Provence nicht länger als seit drittehalb Jahrhunderten gebraucht ist, so hat dieselbe keinerlei nationale Bedeutsamkeit, und ihre Anwendung fällt viel später als die Regierung Karls III. d. h. als die Unabhängigkeit unseres Vaterlandes.“ Unser d. h. der Provenzalen, deren patrie dem Verf. die Provence ist, und national ist ebenfalls mit Beziehung auf die Occitanier gesagt. Der occitanische Patriotismus Mistrals spricht sich in mehren andern Anmerkungen zu Calendau sehr bezeichnend aus. „Unter den rivalisirenden Dynastien der Ramoun-Berenguté, Grafen von Provence (1112—1246), und der Ramoun von Toulouse, Souveränen von Languedoc, erreichte“ — sagt er — „der Süden, einschließlich des Limousin und Cataloniens, eine dem allgemeinen Zustande des übrigen Europa überlegene Stufe politischer Unabhängigkeit, literarischer Cultur, religiöser Tole-

ranz, sowie der Sittenfeinheit und der materiellen Prosperität. Die Regierung dieser Fürsten hat einen Abglanz von jenem Licht, welches in der Geschichte die Epoche des Perikles und die der Medici vergoldet" (Anm. 9 zu Gesang 4). Gleich in einer der ersten Erläuterungen zu diesem Epos (Anm. 2 zu Gesang 1) ergreift Mistral die Gelegenheit, die gänzliche Unterwerfung seines Südens durch die *envahisseurs du nord* zu beklagen. „Obwohl der Kreuzzug unter dem Befehl Simons von Montfort angeblich nur gegen die Häretiker des Südens und später gegen den Grafen von Toulouse gerichtet war, begriffen doch die freien Städte der Provence bewundernswürdig gut, daß hinter dem religiösen Vorwand sich ein Racen-Antagonismus verbarg, und nahmen, obgleich sehr katholisch, doch kühn Partei gegen die Kreuzfahrer. Man muß übrigens sagen, daß diese Einsicht der Nationalität sich von selbst in allen Landschaften der *Langue d'oc* kundthat, d. h. von den Alpen bis an den gasconischen Golf, und von der Loire bis zum Ebro. Diese Völkerschaften, allezeit sympathisch unter einander durch Ähnlichkeit des Klimas, der Neigungen, Sitten, Glaubensannahmen, der Gesetzgebung und der Sprache, fanden sich in jener Epoche bereit, einen Staat von vereinigten Provinzen zu bilden (*prêtes à former un état de Provinces-Unies*). Ihre Nationalität, offenbart und fortgepflanzt durch die Gesänge der Troubadours, war reisend schnell gereift unter der Sonne der localen Freiheiten. Um dieser zerstreuten Macht ein kräftiges Selbstbewußtsein zu erwecken, bedurfte es nur einer Gelegenheit: eines Krieges in gemeinschaftlichem Interesse. Dieser Krieg bot sich dar, aber unter unglücklichen Umständen. Der Norden, bewaffnet durch die Kirche, unterstützt durch jenen ungeheuren Einfluß, der in den Kreuzzügen Europa gegen Asien wälzte, hatte in seinem Dienst die unzähligen Massen der Christenheit und zu seiner Hilfe die Exaltation des Fanatismus. Der Süden, der Ketzerei beschuldigt, so wenig er dieselbe gern sah, bearbeitet durch die Predigermönche, verheert durch die Inquisition, verdächtig seinen natürlichen Verbündeten und Vertheidigern (unter Anderen dem Grafen von Provence), brachte, weil ein geschickter und energischer Führer mangelte, mehr Heroismus als Zusammenwirken in diesen Kampf mit, und unterlag. So mußte es kommen, scheint es, damit das alte Gallien zum modernen Frankreich werde. Nur würden die Südbewohner vorgezogen haben, daß es freundschaftlicher dabei zugegangen wäre, und gewünscht haben, daß die Verschmelzung nicht weiter gegangen wäre als bis zum Staatenbund (*que la fusion n'allât pas au-delà de l'état fédératif*). Es ist immer ein großes Unglück, wenn wegen Ueberrumpelung die Civilisation der Barbarei den Vortritt lassen muß, und der Triumph der Franzen (*Franchimands*) verzögerte den Marsch des Fortschritts um zwei Jahrhunderte.“ Also die Franzosen marschirten nicht an der Spitze der Civilisation? Der Occitanier ist's, der es

in Abrede stellt, in der That eine arge Kezerei gegen das Pariser Dogma. „Denn“, fährt Mistral fort, „was unterworfen ward, war, wohlgemerkt, weniger der Sünden materiell, als der Geist des Südens“ — der von der französischen Barbarei niedergedrückt worden sei. „Ramoun VII., der letzte Graf von Toulouse, gewann seine Staaten zurück und entäußerte sich derselben erst 1229, unter gegenseitigem Uebereinkommen (de gré à gré) und zu Gunsten von Louis IX. Königreich und Grasschaft Provence bestand noch lange, und erst 1486 geschah es, daß unser Vaterland sich frei an Frankreich anschloß, nicht wie ein Beisüßel an eine Hauptsache, sondern wie Selbständiges an Selbständiges (non comme un accessoire à un principal, mais comme un principal à un autre principal. Mistral ist Licencié en droit). Aber der autochthone Saft, der sich ausgebreitet in eine neue, elegante, chevalereske Poesie, die südländische Kühnheit, die schon den Gedanken und die Wissenschaft emancipirte, der municipale Aufschwung, der aus unseren Städten ebenso viele Republiken gemacht hatte, das öffentliche Leben endlich, das in breiten Fluthen die ganze Nation (die occitanische) durchströmte, alle diese Quellen der Bildung (politesse), der Unabhängigkeit und der Männlichkeit waren vertrocknet, ach! für manches Jahrhundert. Auch wir, wie könnt' es anders sein? — so sehr die französischen Historiker unsre Sache im Allgemeinen verdammen, — wenn wir in den provenzalischen Chroniken den schmerzlichen Bericht lesen über diesen Krieg, unsre verwüsteten Ländereien, unsre geplünderten Städte, das in den Kirchen niedergemeßelte Volk, die Beraubung und Demüthigung des glänzenden Adels des Landes, des trefflichen Grafen von Toulouse, und andererseits den tapfern Widerstand unserer Väter unter den enthusiastischen Rufen: Toulouse! Marseille! Avignon! Provence! — unmöglich ist's, daß unser Blut nicht aufwallen sollte und mit Lucanus sprechen: Die siegende Sache gefiel den Göttern, doch dem Cato die besiegte.“ Entrüstet zeigt sich Mistral über das unerbittliche Interdict, durch welches das occitanische Idiom noch immer aus den Schulen verbannt sei. Bezahlen wir in Südfrankreich, fragt er, nicht etwa ebenso gut wie die Andern unsre Land- und Blutsteuer? (Anm. 10 zu Ges. 4).

Mistral hat nur dem, was Viele fühlten, beredten Ausdruck und fundige Begründung gegeben und dadurch wiederum Viele für dieselben Gefühle und Wünsche gewonnen. Die Franzosen beobachteten Schweigen, ein Provenzale machte sich zum Vorsechter des französischen Einheitsgedankens. In dem Buche „Les Français du nord et du midi“ hat 1868 Garcin die Mistral'sche Theorie als grundstürzend für die französische Nationalidee angegriffen. Eugen Garcin, obwohl nicht ohne Geist und Belesenheit und nicht blind gegen die Mängel der französischen Geistesart, der er sogar Eitelkeit

vorwirft, ist dessenungeachtet so berauscht von der Universalität dieses Centrums der europäischen Civilisation, daß er sagt (S. 101): „Frankreich mit seiner Sprache, die so präcis ist, wie die Algebra, so lichtvoll wie die Sonne, formulirt den Gedanken des Occidentals. Daher kommt es, daß die ersten Schriftsteller der Länder, die uns umgeben, nach keiner andern Weihe verlangen, als nach der, ins Französische übersetzt zu werden.“ Es liegt somit auf der Hand, daß es nur Beförderung des Rückschritts ist, wenn man sogar innerhalb Frankreichs einer andern Sprache außer der französischen wieder Geltung verschaffen will.

Der provenzalische Almanach für 1869 freilich, indem er Garcin vorwirft, gegen den Himmel seiner Heimath zu speien und gegen seine eigene Jugendliebe, weist darauf hin, daß man, ohne mit der französischen Unität zu brechen, die Uniformität bekämpfen könne.

Indessen hat die lebhaft abgewandlung Garcins wohl Manchen, der sich unbesangen der schönen occitanischen Renaissance hingeeben hatte, stutzig gemacht über die politische Tragweite einer solchen Bewegung. Ein Jesuitenpater Bouffier hat zu den Weihnachtsliedern des unlängst verstorbenen Abbé Lambert, die um Anfang dieses Jahres unter dem Titel *Betelèn* erschienen sind, eine Einleitung geliefert, in der er es so darstellt, als sei der ganze gegenwärtige provenzalische Dichtungsflor nur als Abschiedsgruß für die unwiederbringlich hinscheidende Sprache gemeint gewesen, als ein Immortellenkranz, den die Pietät auf ihr Grab gelegt. „Abbé Lambert“, sagt er „hat in provenzalischer Sprache geschrieben; er hat der französischen unsere südliche vorgezogen, die Sprache unsrer Väter, die Sprache unsrer alten Troubadours. Man muß ihm dafür Dank wissen, denn es ist ein Zug des Patriotismus. Unsre Sprache verschwindet in der That; die eindringenden Fluthen der Centralisation werfen sie an ihre äußersten Grenzen zurück. Paris legt uns als Herr seine Geseze auf, seine Ideen, seine Sitten, seine Moden, seinen Geschmack, seine Sprache. Unsre Bevölkerungen selbst, nachdem sie das Provenzalische vertrieben haben aus ihren Schulen, aus ihren Salons, aus ihren Kirchen, aus ihren Verhandlungen, haben die Harmonie seines Klanges vergessen und kennen nur noch jenes rauhe und harte Idiom, das sich in unsern Straßen und an unsern Öfen hinschleppt; die Meisten behandeln es geringschätzig; Manche verwechseln es sogar mit einem gemeinen Patois ohne Principien, ohne Regeln und ohne Literatur. Nicht zuzulassen, daß eine Sprache unrühmlich erlösche, sie nicht ohne Ehrenbezeugung sterben zu lassen, ist ein achtungswerthes Benehmen, ein Vorhaben, das Beifall verdient. Im Namen der Literatur und im Namen aller Sprachen, die ja Schwestern sind, können wir jenen Gedanken nicht genug loben. Eine zahlreiche Plejade junger und entschlossener Talente unternahm diesen edlen

Versuch einer Herstellung unserer provenzalischen Sprache, als Abbé Lambert seine Arbeit begann. Die Absicht jener Männer war sicherlich nicht, den Strom aufzuhalten, welcher, mit dem Provenzalischen, unsre Sitten und die letzten Erinnerungen an unsre südlichen Einrichtungen fortreißt. So muthig und kühn ihre Anstrengungen sein mochten, sie wußten sehr gut, daß sie jenen Erfolg nicht erreichen würden; sondern ihr Gedanke, glauben wir, war der, eine ehemals reiche und mächtige Sprache in ihrem Verfall zu ehren und ihr bei ihrem Abschied ein erlauchtes Geleit zu geben, und zu wünschen, wenn man ihr denn Lebewohl sagen mußte, daß dies Lebewohl ein feierliches sei, und, mußte ein letztes Lied erklingen, daß dies Lied so schön wie möglich wäre. Da haben sie den Baum, dessen Saft heruntersteigt und der seine Lebensfrische verloren, mit dem Hauch des Enthusiasmus getroffen, und der Baum hat wieder gegrünt; sein alter Stamm hat eine Kraft gewonnen, die größer geworden, als die seines Frühling's war; seine Zweige haben sich mit Blüthen bedeckt; und da er verdorrt schien, hat er sich in einen Glanz gekleidet, der ihm unvergänglichen Ruhm verschafft. Und künftig, wenn die provenzalische Sprache, die aus unsern Städten und unsern Dörfern verbannt ist, selbst unsre Felder verlassen haben wird; wenn sie, unter dem Himmel wo ihre Wiege stand und auf dem Boden, der während langer Jahrhunderte ihre Heimath gewesen, vergessen sein wird wie eine Unbekannte und vernachlässigt wie eine Fremde: so wird sie nicht in der Irre verloren gehn ohne Nachruhm . . . nein! das Denkmal, das diese muthigen Talente errichtet haben, wird ihr Zuflucht bieten; dort wird sie fortleben in unsterblicher Ehre, umgeben von den Werken derselben, von deren Cultus und Andenken. Und später im Lauf der Jahre, wenn an den Ufern der Rhone, am Strand des Mittelmeers, am Var, an der Durance und am Verdon, in deren Ebenen der Crau, am Fuß des Mont Victoire, in den Thälern des Luberon, der Alpen und des Ventour, wenn die Freunde der Wissenschaft, Kinder unserer dann völlig französisch gewordenen Provence, fragen werden, was das für eine Sprache gewesen, die von ihren Voreltern gesprochen worden, so wird die Poesie, die an der Schwelle der Wohnung wacht, ihnen den Eintritt öffnen, und sie werden sie in ihrem Tempel finden, nicht als erloschene, sondern schlafend, immer noch auf der Stirn den Kranz, den die Dichter flochten, und die Hand gestützt auf die schweigsame Lyra."

Der Pater hat die Gedächtnißrede doch zu früh gehalten. Und nicht bloß Mistral hat mit seinen lebenssprudelnden Dichtungen mehr gewollt als eine pompe funèbre, sondern auch der muntere Anheber der occitanischen Bewegung in der Provence, Roumanille, sang und schrieb, wie jeder wahre Dichter nur darum in seiner Muttersprache, weil sie am besten ausdrückte, wie es ihm ums Herz war, und ebenso fern lag der Muse Jansemin's die Re-

flexion, welche Bouffier als den Antrieb der neuprovenzalischen Poesie betrachten will. Auch sind es nicht sowohl die Provenzalen, als vielmehr die Franzosen, welche dem Occitanischen Schule und Kirche verschlossen haben. Noch bis vor ganz Kurzem ist gleichwohl hin und wieder provenzalisch gepredigt worden, doch scheint die Kirchenpolitik es für zweckdienlicher zu erachten, jetzt nicht auch noch den Vorwurf, der sogenannten französischen Nationaleinheit zu widerstreben, auf sich zu laden. Lambert's Betelen mit dieser Vorrede ist bei den Brüdern Aubanel in Avignon erschienen, ein Umstand, der die Vermuthung nahe legt, daß Theodor Aubanel selbst, einer der begabtesten Dichter der erwähnten Plejade, seinerseits weniger Hoffnung für das Occitanische hege als Mistral, und nicht so weit gegen die Herrschaft des Französischen vorgehen möchte als dieser, der übrigens niemals die Grenze überschritten hat, die das Gesetz dem Staatsbürger Frankreichs zog.

Im Westen Südfrankreichs erscheint seit Ende 1868 die *Minerve de Toulouse, revue de la décentralisation scientifique et politique*, in deren Programm eine *Ligue de décentralisation méridionale* vorgeschlagen wird, neben welcher eine *Ligue de la décentralisation septentrionale* willkommen sein werde.

Die jetzige Occupation Nordfrankreichs durch die Deutschen muß die ungesuchte Folge haben, daß Südfrankreich sich mehr auf sich selbst angewiesen findet und sich üben kann, ohne Paris zu bestehn. Und so viel ist mit Sicherheit vorherzusehn, daß die durch diesen Stoß unabwendbar gelöckerte Bindung des Reiches nicht wieder in der kaiserlichen Straffheit herzustellen ist. Es wird dies ein Segen sein für den Norden wie für den Süden, für ganz Europa und für alle Welt.

Halle a. S. 1. September.

E. Böhmer.

Die deutschen Westgrenzen.

2. Was, wieviel und für wen annectiren?

Der Rhein hat geographisch eine ganz einzige Stellung unter den Strömen Europas, eben darauf beruht auch seine ganze historische Bedeutung. Zu seiner Rechten herrschen in Mitteleuropa, parallel dem Laufe unserer Alpen die ostwestlichen Richtungen durchaus vor. Das Donauthal ist als Völkerstraße bekannt, eine zweite nicht minder wichtige bildet die norddeutsche Tiefebene, deren flach umuferte, deltalose Flußläufe dem wandernden Vor-